

Der Brand von Neuenbürg

1. Fortsetzung.

Auf das herzog. Dekret vom 7. Juli hin haben sich die Verordneten des Landständischen Ärgeren Ausschusses willfährig erklärt, der Neuenbürger Einwohnerschaft, wie vorigen Jahres der Göttinger auch geschieden, eine gleiche Erleichterung mittelst Nachlasses des Accises von den zu den Neubauten benötigten Baumstoffen angedeihen lassen zu wollen. Den betreffenden Oberaccisämtern des Landes wird durch die Landständische Accis-Probation die erforderliche Anweisung erteilt werden.

Am 19. August berichtet der Geh. Rat dem Herzog über Ständelnde Neuenbürger Brand- und Bauunternehmungsgeschäft und über die 18 Haupt- und weiteren Nebenpunkte, worüber die Neuenbürger Brand- und Baudeputation Anträge gestellt hat. Daraus ist zu entnehmen, daß von 211 Gebäuden 72 durch den Brand zu Grund gegangen sind, mit hin noch 139 Gebäude leben geblieben sind. Der Schaden beläuft sich auf 100.430 Gulden, wovon durch die Brandschadensversicherungskasse 62.850 Gulden ersetzt werden, die übrigen 37.580 Gulden aber unvergütet bleiben, worunter sich besonders die Kirche mit 27.000 Gulden befindet.

Der Mobilienverlust wird mit 11.355 Gulden 12 Kreuzer angegeben. Von der Deputation wurde der Antrag gemacht, daß dieser Schaden von den Vermögenswerten mit „Angloben“ nicht weiter zu „befristigen“ wäre. Weil aber folches eidlische Befristigen der Ordnung gemäß und daher auch von den Göttingern beobachtet worden ist, so ist die eidlische Befristigung des Mobilienverlustes noch nachzuholen.

Der von der Deputation gemachte Vorschlag wegen Abbruchs des Pfarrhauses wird der Genehmigung empfohlen. Am 30. August erfolgt die herzog. Genehmigung und es werden noch vorschlagsgemäß dem Schmahmader Kücher keine an die herzog. Kellerei Neuenbürg schuldigen 5 Scheffel Dinkel nachgelassen. Weiter werden der Bime Kuchen 2 Scheffel Dinkel bei jeder der beiden herzog. Kammern als alljährliches Gratial (Gnadengeschenk) angesetzt, und es sollen dem Hof Bohnenbrenner um seiner schönen Handlung und des dadurch erlittenen Verlustes willen ein Eimer mittelmäßigen Weines von beiden H. Kammern zur Hälfte als eine Remuneration (Vergütung) abgereicht werden.

Am 25. August wird dem Herzog vom Geh. Rat über die von Groß eingereichten Baupläne des neuen Oberamtsgebäudes (heute Oberamtsparade) und des Kellereischulhausens (heute Hof Hofmännliches Haus) Bericht erstattet. Die Kosten des Oberamts seien auf 8471 Gulden 39 Kreuzer, die des Kellereischulhausens auf 4154 Gulden berechnet. Davon könnten aber vom ersten Gebäude 650 Gulden und vom zweiten 250 Gulden und vielleicht noch mehr abgehen, weil bereits die Verfügung getroffen worden sei, daß nicht nur das erforderliche Bauholz aus den nächstgelegenen herrschaftlichen Waldungen herbeigeführt, sondern auch das Sägen, Befahren, Flößen und Schneiden desselben im Abtrieb veranlaßt werden solle. Die Ausführung dieser beiden herrschaftlichen Bauten möchten noch den Antrag der Rentkammer unter der Leitung des Landoberbauinspektors Groß an tüchtige inländische Handwerker außerhalb Neuenbürgs im Auford vergeben werden, weil deraufsehen in dortiger Stadt keine mehr übrig. So könnten auch die weit. Reisen des Landoberbauinspektors nach Neuenbürg u. die hiermit verbundenen Unkosten erspart werden.

Bereits am 28. August wird dieses Abbringen des Geh. Rats und der H. Rentkammer genehmigt.

Am 9. September berichtet der Geh. Rat, daß die Brandversicherungskasse ein Gutachten eingereicht habe und vorschlage, zur Zeit von dem dar zu erlegenden Brandschaden von 65.000 Gulden nur 25-30.000 Gulden aufzunehmen, um die Landschaft nicht ohne Not mit Zinszahlungen zu belasten; einen Termin von 2 oder 3 Jahren zur Wiederheimzahlung der Obligationen zu bestimmen, den Darlehens den so beträchtlichen fündas (d. h. Grundstücken) des allgemeinen Brandversicherungsinstituts zum Unterband einzulassen und die Obligationen von der Herr- und Landständischen Deputation ausstellen, von sämtlichen Mitgliedern zu unterschreiben und mit dem eigenen großen Deputationsinsiegel versehen zu lassen. Schon mehrere Personen hätten sich als Darleher bei der Deputation angeboten. An der Ausbringung der erforderlichen Summen von 30.000 Gulden würde es nicht fehlen, und jeder der verunglückten Neuenbürger werde nicht fäumen, sein Haus wiederum in Wäld aufzubauen.

Am 17. September genehmigt der Herzog die Aufnahme von 30.000 Gulden unter den vorgeschlagenen Bedingungen. (Schluß folgt.)

Winterarbeit auf dem Lande

Der Herr Reichs Ernährungsminister und Reichsbauernführer hat folgenden Aufruf an die Bauernschaft erlassen: Der Erfolg des Kampfes gegen die Arbeitslosigkeit ist für den Wiederaufstieg Deutschlands von entscheidender Bedeutung. Es gilt, die gesamte Kraft auf dieses Ziel zu richten. Die Reichsregierung ist fest entschlossen, unter Einsatz aller Mittel und Möglichkeiten darauf hinzuwirken, daß der jahreszeitlich bedingte Rückschlag auf dem Arbeitsmarkt im Gegensatz zu den letzten Jahren nicht fühlbar wird. Auch das deutsche Bauerntum hat hier große Aufgaben zu erfüllen. Auf dem Hof des Bauern bieten sich zahlreiche Möglichkeiten, arbeitslose Volksgenossen auch im Winter mit ausbringender Arbeit zu beschäftigen. Die Arbeitgeber sollten sich bemühen, unter allen Umständen ihre Landbesitzer und Landarbeiter, insbesondere die verheirateten, auch im Winter zu behalten. Die Reichsregierung hat zahlreiche Vorkehrungen getroffen, um den Arbeitgebern in der Landwirtschaft den notwendigen Entschluß zu erleichtern. Der deutsche Bauer hat bisher das feinste getan, um der Pflicht der Befreiung der Arbeitslosigkeit zu dienen und er wird auch in den kommenden Wintermonaten alles, was in seinen Kräften steht, einsetzen, um diesem Ziel seiner Führung zum Siege zu verhelfen. Auch der zweite Abschnitt der Arbeitslosigkeit des deutschen Volkes wird gewonnen werden.

Befessene der Feder

Es gibt kein Gebiet menschlicher Betätigung, auf dem sich das blumpste und größte Dilettantentum auch nur annähernd so breit und wichtig zu machen faßt, wie dasjenige des Schriftstums. Schreiben zu können, bilden sich alle ein: der Knechtbändler und Privatier, der Student wie das Kinderwädchen, der alte Mann wie der erst werdende Mensch glauben es sich und der Welt schuldig zu sein, ihre Gefühlsäußerungen in redseliger und rühmwürdiger Breite, ihre tragi-schen Erlebnisse oder lyrisch gerichteten Empfindungen der gesamten Leserschaft aufzutischen. Dabei gibt es wiederum kein Gebiet, auf dem die wahren Begabungen so selten, die Ansprüche an das Gekalterische so hoch gestellt sind. Unter Jehnaukenden, die irgendwo und irgendwann einmal mit einer Erzählung oder ein paar Gedichten herausgekommen sind oder im Schulstufen still verblieben sind und sauer bewütete Manuskripte bergen, ist bestenfalls ein Einziger, der die innere Erlebnisfülle und auch die formale Behaltungskraft hat, um unter die kleine Zahl der schöpferisch begnadeten Menschen vorzutreten.

Es liegt eine Tragik darin, wenn das Gefühl echt und das Können verflümmert ist, wenn die Begabung zur dichterischen Gestaltung verlagert ist. Der Verlagslektor, der Jahre hindurch beruflich mit der Prüfung des eingehenden Manuskriptmaterials beschäftigt ist, lernt die Unannehmlichkeiten, deren Manuskripte jahrelang durch die Büros der Verlage wandern und in ihrem Kreislauf eigentlich nur einen einzigen Nutzen, den der Belebung des Verlagshauses, haben, während sie nach jeder Station ihrer ewigen Wanderfahrt ein neues kleines Hoffnungslicht beim Wiederkäuflichen. Oft ist die Unmähigkeit und Verlogenheit des Gefühls geschickt getarnt und in eine rührende Geschichtliche Schriftstellerisch leblich erträglich und gesehnter hingelagert. Und hier muß die kritische Sonde besonders zuchtlos einstecken. Der einfache, schlichte Mensch, der im Akt, im Theater, beim Lesen eines Buches sich aufreißt und an nachgeformten Leben, der Trost, Ziel und Kraft sucht, wird geblendet und irregeleitet durch Gefühlsüberwäng und Sentimentalität.

Es ist notwendig, aber diese Dinge einmal mit aller Deutlichkeit zu sprechen, weil der Schrift wieder eine Hochlut erlebt hat, die sich vor allem auch auf das Gebiet des nationalen und patriotischen Buches, auf das einer geschwätigen und verblümmenden Literatur der Bewegung und das einer falschen und mißverständlichen Erdpoesie bezieht. Nichtsönnern-tum und blumpes, aber ungezeichnetes Mittelwässern mögen an diesen Radworten ebenso beteiligt sein wie geschäftstüchtige Witterung und wendige Konjunkturfreiberei.

Die rüchichtslose Kennzeichnung und Befähigung des Schriftes ist von den obersten Stellen mit aller Deutlichkeit gefordert worden. Es muß an das Wort Dr. Goebbels von den „Nichtsoennern, die Gott in seinem Jörn erschaffen hat“, erinnert werden, und seine Worte auf der denkwürdigen Eröffnung der Reichskulturkammer sollten allen Schaffenden und denen, die es um jeden Preis sein oder werden möchten,

ins Stammbuch geschrieben werden: Die Befehle der Kunst können niemals geändert werden, sie sind ewig und nehmen ihre Maße aus den Räumen der Unsterblichkeit. Nur geweihte Hände haben das Recht, am Altar der Kunst zu dienen.“ Es ist die Pflicht jedes Deutschen gegenüber dem wahrhaft schöpferischen Menschen, der nur aus Berufung, aus innerem Mühen und unter Schmerzen schafft, und es ist die Pflicht schließlich gegenüber sich selbst und dem Volk, alles Dilettantentum gerade auf dem Gebiete der Dichtung abzuweisen.

Den wahren Dichter können wir nicht besser fördern, jungen wirklichen Begabungen nicht mehr nützen, als wenn wir uns wehren gegen die Befessenen der Feder, wehren gegen das Gedrucktsein um jeden Preis!

Dr. G. Starkloff.

Humoristisches

„Bringen Sie mir ein Schnitzel, Herr Ober, aber, wenn ich bitten darf: ein recht großes. Ich bin nämlich entsehrlich nervös — jede Kleinigkeit regt mich auf!“

Bei der Feier anlässlich des 25 Jahre zurückliegenden Abiturientenvereins hält der Klassenälteste eine feierliche Ansprache. Darin sagt er u. a.: „Gewiß erfüllt in dieser Stunde jeden von uns ein wehmütiges Gefühl, wenn man die Gesichter wiederholt, mit denen man vor 25 Jahren zusammen die Schulbank gedrückt hat...“

Turnen, Spiel und Sport

Kreis 6 Nordl. Schwarzwald, 2. Kreisklasse, Gruppe 1 a b
Bekanntmachung Nr. 2 der Gruppenleitung

Allen Vereinen wird die Beachtung der im NS-Sportbericht erscheinenden weiteren Termine empfohlen. Neuenbürg und Birkenfeld wollen sofort die Termine ihrer 1. Mannschaft hierher mitteilen.

Das Rotbilde-Spiel Rotensol — Reusach-Herrenalb am 1. Januar findet 2.00 Uhr in Rotensol statt. Im übrigen ist nach den Weisungen der Bekanntmachung Nr. 2 zu verfahren. Herr Beitel, Herrenalb hat seinen diesbezüglichen Auftrag zurückgegeben; für die einwandfreie Durchführung in Rotensol hat Herr Genuas Programm ist hierher vorzulegen. Schrift ist von der Gruppenleitung befristet.

Am 7. Januar finden folgende Begegnungen statt: Waldrennack — Langenalb; Ottenhausen — Engelsbrand; Schwann — Pfingweiler; Feldrennack — Gräfenhausen; Conweiler — Neuenbürg; — Enzklösterle — Sprollenhaus; Rotensol — Herrenalb.

Die restlichen Termine der 1 a-Gruppe folgen im NS-Sportbericht in Wäld. Das sehr späte Dazukommen von Gräfenhausen erschwert die Termingestaltung ungemein.

Die Termine der 1 b-Gruppe werden alle endgültig fest. Die Begegnungen mit Conweiler 2 können erst nach Fertigstellung der 1 a-Gruppentermine festgelegt werden. Conweiler hat, mit Ausnahme von Wildbad, gegen alle Vereine der b-Gruppe gespielt — ein Verein muß sowieso ausfallen.

Allen Vereinen, Sportkameraden, Vännern und Helfern zum Jahreswechsel die besten Wünsche!

„Heil Hitler!“

Die Gruppenleitung.

Jugendangelegenheiten

Mit den Spielen am 31. Dezember findet die Vorrunde der Pflichtspiele ihren Abschluß. In Calmbach spielen: Calmbach Jugend — Conweiler Jugend und Calmbach Schüler — Conweiler Schüler. Nach einer Mitteilung von Birkenfeld treffen sich in Wildbad die Jugendmannschaften von Wildbad und Birkenfeld. In diesem Zusammenhang weise ich auf die Bekanntmachungen des Kreisjugendwarts im NS-Sportbericht hin, wonach die Anfangszeiten der Jugend- und Schüler-Spiele im Venechen mit mir festzulegen sind. Auf die nächsten Bekanntmachungen des Kreisjugendwarts möchte ich besonders hinweisen.

Allen Mitarbeitern im Dienste der Nachwuchspflege und allen Jungen insbesondere fürs neue Jahr die besten Wünsche.

Heber-Siek.



Ein fröhlicher Roman von Anton Schwab

15) „Sondern...?“

„Sie sagen mir einfach, wie jeder Brief beantwortet werden soll, was zu schreiben ist und überlassen mir dann das übrige. Ich glaube, es ist für beide Teile angenehmer.“

„Rein diktieren paßt Ihnen wohl nicht?“ fragte der Konjul, als er die Sprache wieder gefunden hatte.

„Sie können nicht diktieren, Herr Generalkonjul. Es liegt Ihnen nicht!“ entgegnete das Mädchen freimütig.

„In der Zeit, in der Sie diktieren, habe ich die Briefe längst mit der Maschine geschrieben.“

Der Generalkonjul war jetzt tatsächlich um das Wort verlegen.

„Wenn es Ihnen bei mir nicht paßt, Fräulein Jung-hanns — Ihrem Austritt aus dem Arbeitsverhältnis steht nichts im Wege“, sagte er dann kühl.

Hanni behielt ihre Sicherheit. Sie lächelte.

„Sie sind wenig freundlich, Herr Generalkonjul.“

„Dazu habe ich keinen Grund. Ich finde, daß Sie sich sehr viel herausnehmen, mein Fräulein!“

„Wirklich? Ach so, Sie möchten nur Mitarbeiter haben, die Sie anliegen, Kreaturen, keine Charaktere. Ich hatte Sie anders eingeschätzt, Herr Konjul. Warum mußten Sie mich aus meiner Tätigkeit im politischen Redaktionsbüro herausreißen. Das war ein Schaffen, das Freude machte. Ich arbeite gern, ich will was leisten, will vorwärts kommen. Das Minimum von Arbeit, das Sie mir geben, ist ja nicht der Rede wert. Man kommt sich ja überflüssig vor.“

„Sie beurteilen meine Arbeit ja recht freundlich!“

„Sie mißverstehen mich, Herr Generalkonjul. Ihre Arbeit ist mannihaftig, aber auf mich wirkt sie sich zu wenig aus. Ich kann was und möchte was leisten, und dazu geben Sie mir keine Gelegenheit. Wenn ich Sie bat, mich die Briefe selber schreiben zu lassen, dann wollte ich Sie damit nicht kränken oder beleidigen. Ich habe nur das Gefühl, daß auch Ihnen damit ein Dienst geleistet würde. Ihre Arbeitskraft für das Ganze ist schließlich wichtiger als das Diktieren einiger Briefe.“

„Lassen Sie mich bitte jetzt allein!“ bat der Konjul mit sänger Stimme.

Hanni verzick stumm das Zimmer. Aber es war ihr wohlter und leichter zumute. Sie fühlte, daß sie doch die Ueberlegene war.

Es ging alles seinen Gang weiter.

Am nächsten Tage diktierte der Konjul wieder, diesmal etwas besser, er rüß sich zusammen. Sonst wurde kein Wort gesprochen.

Aber am Tage darauf gab er ihr die Briefe, die zu beantworten waren mit entsprechenden Anweisungen, und Hanni schrieb glücklich ihre Briefe selber. Ihr Deutsch war viel lebendiger, nicht so geschraubt, so mühsam zusammengefaßt wie das des Konjuls.

Und als sie am Abend die Briefe vorlegte und der Chef sie durchlas, da mußte er anerkennen, daß nichts auszuweichen war.

„Er bekam etwas mehr Respekt vor dem Mädchen.“

Am Tage darauf kam dann der große Kladderadatsch.

Frau Ellä bepflichtete den Sohn wieder durch ihre Anwesenheit. Sie war ganz besonders gereizt, denn sie hatte gerade von ihrem Bankier eine unangenehme Nachricht erhalten. Die Erdölpreise waren um 30 Punkte gefallen und es bestand Gefahr, daß sie ins Bodenlose fielen.

Die feunervige Frau spürte ganz deutlich, daß der Ton des Sohnes der Sekretärin gegenüber heute viel anständiger und achtungsvoller war, und dieser Umstand reizte sie noch mehr.

Wieder bedrückte sie Hanni mit ihren Wünschen.

„Erst das Glas Wasser! Dann Figaretten holen. Das ließ Hanni durch den Von erledigen.“

Das Schönste kam zum Schluß.

„Fräulein“, sagte Frau Ellä zu Hanni, „sind Sie in hauswirtschaftlichen Dingen erfahren?“

„Gewiß, gnädige Frau!“

„Wir haben morgen Gesellschaft und mit ist ein Mädchen krank geworden. Ich erwarte Sie morgen abend gegen sieben Uhr bei mir. Sie sollen beim Servieren helfen.“

Hanni war einen Augenblick plott. Empörung wollte in ihr auf. Das hatte noch gefehlt, kurzerhand zur Haus-haltsarbeit kommandiert zu werden.

„Ich bedauere sehr, gnädige Frau!“ sagte sie mit größter Ruhe.

„Was wollen Sie damit sagen?“ schrittete Frau Ellä Stimme.

„Nur, daß ich kein Verlangen trage, in Ihrem Haushalt mitzuwirken, gnädige Frau. Ich bin hier Sekretärin und Stenotypistin. Das ist mein Beruf. Sonst aber nichts.“

„Sie werden unpertinent, Fräulein!“

Hannis Wangen röteten sich vor Zorn.

„Gnädigste Frau“, sagte sie kühl, „ich verjage mir, Ihnen die richtige Antwort auf Ihr unerhörtes Anfinnen zu geben. Ich habe eine gute Kinderstube hinter mir, gnädige Frau, und lasse nicht nach Belieben mit mir schalten und walten.“

Frau Ellä fand kaum Worte.

Fortsetzung folgt

Die SA erobert Berlin

Ein Tatsachenbericht von den Kämpfen der NSDAP um die Reichshauptstadt von Wilfrid Bade.

14

Als das unsterbliche Lied vom Guten Kameraden erklingt, die Fahnen sich neigen und nahe am offenen Grabe das Schluchzen und Weinen übermächtig wird, in diesem stromenden Augenblick des Abschieds bricht draußen noch einmal die widerliche Hölle los: gellendes Pfeifen schrillt durch die Luft, ein Steinregen liegt über die Mauer und gröhrend ertönt die Internationale das Trauerlied der SA.

Frauen brechen zusammen, Männer ducken sich entsetzt hinter Grabsteinen. Lieber Grabhügel hinweg und zwischen den Zypressen und Grabkreuzen sieht man flüchtende Menschen.

Die SA steht, aber ihre Wadenmuskeln treten wie Stricke hervor, ihre Rippen werden schmal wie ein Strich und über mehr als ein Gesicht rollt plötzlich eine Träne der unbändigsten Wut und der unbändigsten Scham. Die SA steht und rührt sich nicht. Sie weiß, noch bis in die letzte Muskelfaser der gedachten Faust, daß in diesen Augenblicken nicht nur die Grablegung eines toten Kameraden würdig verlaufen muß und ohne Schloß, sie weiß auch, daß dies eine der Prüfungsstunden für die Bewegung ist. Sie werden diesen feierlichen Akt nicht verunehren, Treue um Treue, und sie stehen und rühren sich nicht. Sie werden stehen bleiben und sich nicht rühren, wenn sie auch, einer wie der andere, an diesem offenen Grabe Mann um Mann erschlagen werden.

Und sie beginnen zu singen. Sie singen das Lied des toten Horst Wessel und sie setzen schwer und wuchtig und drohend ein: Die Fahne hoch...

Die Tausende auf dem Friedhof singen es mit und da geschieht etwas Sonderbares und Unwirkliches als das Lied zu Ende ist. Dr. Goebbels das Wort ergreift und in seinem Redner einen Satz ausspricht:

„Und du wirst auferstehen...“

In diesem Augenblick bricht die Sonne durch die trüben Wolken, die Fahnen, die bisher leblos und schwer an ihren Schäften gehangen hatten, beginnen plötzlich zu wehen, obwohl kein Windhauch zu spüren ist, mit einem Male klattern sie kurz auf und das alles dauert nur wenige Sekunden.

Aber alle, alle haben es gesehen, daß das rennende Rot mit dem Kampfschild in der Mitte plötzlich aufleuchtete.

Es ist ein Schauer durch die Menge gegangen.

Und es ist, als ob Gott sich entschieden hätte, seinen heiligen Atem über das offene Grab und die Fahnen geschickt und den Toten gesegnet und alle, die zu ihm gehören.

Nun kommt die Zeit, in der Krieg herrscht. Erbitterter und entschlossener Krieg gegen die Polizei und gegen die Kommune.

Die Verklüfteten der Bewegung werden länger und länger. Lieber hundert Gefallene zählt die Partei in Berlin schon in ihrem Totenbuch.

Es ist kein Schwungvoller und offener Krieg mehr, wie am Anfang mit tausenden Saal-schlachten und großartigen Siegen und realen Geplänkeln in den Straßen.

Davon kann keine Rede mehr sein. In die Versammlungen kommt die Kommune schon lange nicht mehr. Sie hat erkannt, daß gegen den Saalshut der NSDAP kein Kraut gewachsen ist.

Dafür hat die Kommune jetzt einen Ersatz organisiert, nämlich den feigen und hinterhältigen Kleinkrieg der plötzlichen Überfälle und der blitzschnellen Morde, den Vorkrieg in der Dunkelheit und in abseitigen menschenleeren Straßen.

Ein Dolch schimmert für eine Sekunde. Ein Schuß peitscht von irgendwoher über die Straße, ein Toter liegt auf dem Pflaster.

Die SA kann nicht viel gegen diese Ver-gangenen unternehmen. Sie schlägt gelegentlich einmal ein Kommando in die Gegend, in der ein besonders feiger Mord an einem der Ihren verübt worden ist. Diese Kommandos durchstreifen die Straßen, greifen sich, wenn es gerade klappt, den einen oder den anderen oder einen Trupp Kommunisten heraus und verkrümmen sie mit der Gelassenheit und Gründlichkeit, die eine solche Sache verdient, das ist aber auch alles.

Manchmal hilft es für einige Tage, manchmal auch für einige Wochen und dann liegt wieder ein SA-Mann vor irgendeiner Haustür oder mitten auf der Straße mit einem Stich im Rücken oder einem Schuß im Hinterkopf.

Es ist ein erbitterter, namenlos verzweifelter Kleinkrieg und eine heimtückische Anglegenheit, vor der die SA sich ekelt. Sie begreift diese Mauer des Kampfes nicht, die von der Kommune eingeführt ist und sie macht diese Mauer nicht mit.

Woher sie wehrt sich ihrer Haut.

Und sie ist tief erbittert.

Schulz spaziert durch die Jüdische Schweiz. Diese keine Gegend ist die Blocklandschaft rund um die Dragonerstraße, wo die Ostjuden das Sprungbrett zu ihrer Berliner Karriere zimmern. Hier sind sie noch allzu bescheidene, allzu besessene, allzu geschäftige, schmierige Gestalten in schmierigen Kleidern und mit schmierigen Manieren und mit schmierigen Beschäftigungen. Später, in Jahren, fahren sie über den Kurfürstendam in eigenen Autos, belachen die Joten des Herrn Nelson in den abendlichen Revuen dieser Gegend und sind gemachte Leute.

Schulz spaziert also gemächlich durch die Jüdische Schweiz.

Er ist auf dem Wege zu Haberlands Fest-sälen, denn es ist heute Sturmasabend und die Sturmasabende bei Haberland sind besonders phundig.

Nämlich deshalb, weil sie mitten in den feindlichen Lagern liegen und weil das für einen richtigen SA-Mann einen besonderen Reiz hat. Denn jeder, der in dieser Zeit zu Sturmasabenden in Haberlands Festsäle geht, spielt mit seinem Leben. Keiner, der hingeht, kann dafür garantieren, daß er am anderen Morgen wohlbehalten in seinem eigenen Bett aufwacht. Jeder muß darauf gefaßt sein, diesen anderen Morgen in einem Krankenhaus oder auf einer Rettungswache zu erleben... oder überhaupt nicht zu erleben.

Gegen halb zwölf ist der Sturmasabend aus. Und nicht nur in das Gesicht von Schulz, sondern in alle Gesichter des Sturms kommt der bekannte, harte und zugleich böse lächelnde Zug.

Denn jetzt beginnt der entscheidende Teil der Veranstaltung und des ganzen Abends: das Nachhausekommen.

Sie schlagen die Jacken tragen hoch, damit man von dem braunen Hemd nichts sieht. Sie stecken die Mägen in die Taschen und so gehen sie los, zu zweien und zu dreien. Eigentlich sind sie gar nicht zu erkennen als SA-Männer. Sie sehen aus, wie alle in dieser Gegend aussehen, wenn sie gegen zwölf nach Hause gehen. Junge und ältere Männer, die so dahinschlendern, die Zigarette zwischen den Lippen und die Hände in den Hosentaschen.

Aber das nützt ihnen nichts. Sie müssen irgend etwas an sich und um sich haben, was man schwer erklären kann, was aber die Kommune auf hundert Meter rückt und erichnuppert. Vielleicht liegt es in ihren Gesichtern, vielleicht liegt es in ihrer Haltung. Und in der Dragonerstraße erfolgt auch prompt der erste Überfall. Er entwidelt sich wie sich alle Überfälle der Kommune in dieser Zeit entwideln: aus Haustüren heraus brechen zwanzig bis dreißig dieser Wegelagerer mit Schlagringen, Knäppeln und verhorrenen Dolchen und Revolvern.

Und da hilft nur immer wieder das eine. Schulz reißt die drei Freunde, mit denen er zusammen geht, mit drei Rippenstößen und einem kurzen Zuruf zurück und sie jagen davon, dichtauf gefolgt von der Banditenhorde.

Die vier wehen auf leichten und tadschen Sohlen in die Mühlstraße. Und da stehen Hunderte von bekannten Visagen herum. Zuhälter auf allen Bürgersteigen, vor jeder Kneipe, vor jeder Haustür, die Mägen im Gesicht, die Zigarette in der Schnauze.

Die Frauenzimmer, die bei ihnen stehen, kreischen auf, als die vier SA-Männer angeht kommen und im Handumdrehen hat die Meute begriffen, was los ist und was sie zu tun hat. Denn Juden und Kommunisten, das ist in dieser Gegend so ziemlich dasselbe. Und so geht also eine wilde Jagd los, hinter den vieren drüllen die Kommunisten und vor den vieren warten die Juden und so finden sie sich in dieser verdammten Straße eingekesselt.

Aber sie finden sich noch nicht verloren oder so etwas ähnliches. Dafür sind sie zu hart im Nehmen und dafür sind sie vor allem zu hart im Geben.

Schulz ertt seinen - verbotenen - Revolver aus der Hosentasche und spricht den Verfolgten vier Schreckschüsse vor die Gehirneraugen.

Darüber legen die Banditen auseinander und dieser Moment genügt den Vierern, in Haberlands Festsälen wieder glücklich anzu-kommen.

Sie atmen noch ein bisschen schnell, aber sie grinsen sich vergnügt an. Schulz und Hermann, Kohrs und Ede.

Schön. Da sind sie also gut aufgehoben. Aber sie wissen genau, daß die Schüsse, die Schulz abgegeben hat, bestimmt noch einige Unannehmlichkeiten zur Folge haben werden. Und zwar innerhalb der nächsten Viertelstunde. Denn die Kommune arbeitet schnell. Sie wird die vier telefonisch bei der nächsten Polizeiwache denunzieren und in wenigen Minuten wird das Lieberallkommando

hier erscheinen.

auf Waffen zu

Das ist nichts neues.

Schulz angelst sich Hertha, die Kellnerin. 21 Jahre alt, krebblond ohne Wasserstoff-superoxyd, verständig wie ein Mann und höchstens mal mit einem träumerischen Blick für eine SA-Uniform befaßt.

Sie versteht im Nu.

Ein Revolver verschwindet im Klavier, eine Pistole auf der Damentoilette.

„Hier her!“ jagt Schulz, „und nun sing mal feste und frohlich! Wir sitzen nämlich schon seit drei Stunden hier an diesem schönen Tisch. Und wir kriegen heute Geburtstag, egal, welchen, triend einen.“

Und so tun sie auch.

Hermann beginnt seinen sauberen, heiteren Kantus: ... und da wollt er wieder runter... und da konnt er nich... und da haben ihn die Raben... in das Angesicht... Siehste wohl... der kommt davon...“

Aber Schulz möchte gerne seinen Argonnen-mal mit Rittersnacht gelungen haben... „ein Pionier stand auf der Wacht“... da springt auch schon die Tür auf und das Lieberallkommando raselt und scheppert herein.

Vunter den Beamten mit verkniffenen Gesichtern zwei, drei, fünf Kommunisten. Einen davon erkennt Kohrs sofort, den hat er noch vor nicht ganz acht Tagen läubertlich ver-trümmelt.

Der ist also dabei! Dann wird die Sache brennig.

Und sie wird brennig.

Die Beamten sind diesmal besonders fleißig, gründlich und jastig. Jeden Tisch und jeden Stuhl tippen sie an. In jede Ecke kriechen sie hinein. Jede Hosentasche, jedes Jackenfutter, jede Westentasche wird be-süßigt. Kohrs wartet auf den Augenblick.

Der Augenblick kommt auch wie bestellt. Der Kommunist, den Kohrs einmal verprü-gelt hat, stellt sich vor dem befehlenden Offizier auf und deutet auf Kohrs.

„Herr Leutnant... der Junge hier hat erschossen... der ist er... ich hab et genau er-ken.“

Der Offizier wendet sich kurz zu Kohrs.

„Wie heißen Sie?“

„August Wilhelm Kohrs, Geschossen habe ich nicht. Ich habe gar keinen Revolver. Liebergen Sie ich schon stundenlang hier und hier hat keiner geschossen.“

Der Offizier betrachtet ihn geritzt.

„Werden wir gleich sehen“, schnauzt er, „benenne jeden, waschmeister, nehmen Sie die Personalken auf.“

Der Wachmeister zieht sein Buch. Name! Wohnung! Beschäftigung!

Neben dem Beamten steht der Kommunist hat ebenfalls ein Notizbuch in der Hand und schreibt mit einem dünnen Strichen alle An-gaben mit Name und Wohnung.

Auf solche Weise fällt und ergänzt man die geheime Liste der Nazis, die im Karl-Vielnecht-Haus geführt w

Kohrs ist das entsetzlich gleichgültig. Er sieht zu, wie die Unterleuchung weitergeht. Die häßliche kleine Kanone im Klavier fin-den sie nicht, aber der Schießprügel auf der Damentoilette taucht leider auf in den Hän-den eines jungen Wachmeisters.

Der Leutnant fährt Kohrs heftig an.

„Das ist doch Ihre Waffe, nicht wahr! Sie brauchen gar nicht zu leugnen, aus die-ser Waffe ist geschossen worden. Sehen Sie her, vier Patronen fehlen, alles klar. Also los, gehört Ihnen die Waffe oder nicht?“

Kohrs sagt nicht ja und sagt nicht nein. Er ist da in eine ganz nette, kleine Falle geraten. Sagt er ja, liegt er ins Loch. Sagt er nein, reißt er einen Kameraden in die Lunte.

Also sagt er gar nichts.

„Verhaften“, sagt dafür der Offizier und einer der Beamten macht sich schon bereit Kohrs hinauszuführen, da geschieht etwas Merkwürdiges. In einer Ecke des Zimmers hat während der ganzen Szene ein einsamer Mann vor einem Glas Bier gesessen und sich weder um die hereinströmenden Beam-ten gekümmert.

Hertha kennt ihn und sie hat sofort Schulz zu verstehen gegeben, daß sie vor diesem Herrn getrost reden könnten.

Nun steht dieser Mann plötzlich ganz ruhig und phlegmatisch vor dem Polizeioffizier und fragt: „Würden Sie mir bitte die Waffe einmal zeigen?“

Der Leutnant tragt scharf zurück: „Wieso? Warum? Was haben Sie hier zu tun? Wer sind Sie?“

Der Mann lächelt gemächlich: „Der Besit-zer dieser Waffe da.“

Die Beamten, die Kommunisten, die vier SA-Männer machen höchst dämliche Gesich-ter und starren den Herrn und seine Behau-

lung verblüfft an. Der ist wohl verrückt ge-worden?

Aber der Mann erklärt leelentruig: „Ich habe mich nämlich erschossen wollen heute Abend. Drei Probeschüsse habe ich abgegeben und mit den beiden letzten Patronen, die noch drin sind, wollte ich mich umbringen. Aber dann habe ich mir's anders überlegt und die Pistole auf die Damentoilette gelegt. Dort lag sie ganz gut. Damen bringen sich nicht so rasch um.“

Schweigen im Zimmer. Dem Leutnant wird das verdammte gemächliche Lächeln die-ses sonderbaren Mannes peinlich. Außerdem dreht sich in ihm alles vor Wut. Das, was eben vorgebracht wurde, ist doch eine haus-hohe Lüge, zum Donnerwetter.

„Haben Sie einen Waffenschein?“ erkun-digt er sich schroff.

„Bitte lehr“, antwortet der Mann und reißt das Papier hinter sich. Außerdem dreht sich in ihm alles vor Wut. Das, was eben vorgebracht wurde, ist doch eine haus-hohe Lüge, zum Donnerwetter.

„Danke.“

Dann wendet er sich zu seinen Leuten.

„Antreten.“

„Und wendet sich zu Kohrs.“

„Sie sind frei.“

Mit etwas verwunderten Gesichtern zieht die Schupo und mit etwas laugen Gesichtern zieht die Kommune ab. Das einzige, was sie ergattert haben, sind einige Namen und einige Wohnungen der SA. Aber auch das wird sich zu gelegener Zeit lohnen.

Als Schulz und seine Freunde sich von ihrer Verblüffung erholt haben, ist der Mann, der sich mit ihrer Pistole „erschossen wollte“, verschwunden. „Dolle Nummer“ konlatierte Schulz.

Todtände kommen sie in dieser Nacht in ihren Quartieren an.

Wenige Tage später wird Kohrs erneut verhaftet, diesmal mit seiner Freundin Hanna zusammen.

Schulz hat sie herausreißen wollen, aber das ging schief und nun sitzen sie alle zusam-men in der Patzche.

Es ist eine ganz bößfällige Angelegenheit gewesen und eigentlich ganz überflüssig und dumm und sie könnten ebensovot friedlich nach Hause gehen, anstatt jetzt zum Alexan-derplatz zu schaukeln, wenn...

Ja, wenn es eben nicht passiert wäre.

Nämlich: die Verammlung im Saalbau Friedrichshain. Redner ist der Dr. Goeb-bels. Im Saal sitzen 5000 und draußen am Märchenbrunnen stehen 3000.

Und alles geht ganz nett und ordentlich, nur auf den Straßen mal da und dort eine kleine, unbedeutende Auseinandersetzung.

Schön. Goebbels fährt ab. Der Rosenfaal verabshiedet ihn mit einem Löwengebrüll von Begeisterung. Draußen aber, auf der Straße, läßt der Polizeihauptmann, der die Ab-sperrung überwacht, einen vollkommen absurden Befehl durchdrallen.

„Bei der Abfahrt des Redners ist jede Rundgebung verboten!“ Geheufe insbeson-derer!

Es ist einer jener stumpfsinnigen, jeglicher politischen Phantasie baren Befehle, durch welche sich manche Befehlshaber-Typen der damaligen Berliner Polizei blamierten. Wenn man einen Befehl gibt, muß man ab-solut sicher sein, daß man seine Ausführung auch erreichen und, wenn es notwendig sein sollte, erzwingen kann.

Aber glaubt dieser unfähige, nerven-schwache Polizeihauptmann vielleicht, daß wenn 3000 Menschen anfangen, Heil zu rufen, er dies verhindern kann?

Und es kommt auch so.

Raum hat der Doktor Goebbels den Saal-bau verlassen und erscheint auf der Straße, donnert ihm eine Sturmflut von Geheufen entgegen.

Die Polizei verliert sofort die Nerven.

Alleorten klatschen die Gummiknäppel, diese hundsgehörnen, niederrichtigen und unwürdigen Wesen, mit denen eine ebensovot untaugliche, wie perverbe Polizeileitung das deutsche Volk beglückte. Und es ist wahrlich nicht gering anzuschlagen, daß ein Minister des Dritten Reiches diese tierische Waffe mit einer verächtlichen Geste entfernen ließ. Da-mals aber gerterten sich nicht einmal die Herren Offiziere der Schupo, mit diesem Tierbändiger-Requisit auf den Köpfen und Schultern und Rücken der geduldrigen Unter-tanen herumzutrommeln.

So ist es also geschehen.

Es gibt ein gewaltiges Gedrüll und Ge-schrei, ein entsetzliches Durcheinander und Gedränge.

Das unbestreitbare Genie der Polizei, aus einer zuschauenden ruhigen, wenn auch et-was aufgeregten Menschenmenge im Hand-umdrehen einen unentwirrbaren Knäuel schreiender, schlagender und schließender und lächender Menschen zu machen, bewährt sich auch hier.

Und in diesen Anlauf hilfloser, auseinan-zergepresster Menschen dreichen jetzt die Kommissaren und Offiziere der Berliner Po-lizei erbarungslos ein.

Kohrs zum Beispiel wird erwischt, ein Wachmeister dreht ihm mit einem knerz-jahnen Polizeigriff den Arm nach hinten. Kohrs knarrt ein Wort, das nicht gerade sehr vornehm ist, aber auf die ganze Situa-tion und auf diesen Wachmeister haargenau paßt.

Er ist verhaftet.

(Fortsetzung folgt.)